

LEO NEUMAN

MIT HAUKE BURGARTH

TRÜGERISCHE

Heimat

**MEIN AUSSTIEG
AUS DER
RECHTSEXTREMEN
SZENE**

adeo



*In diesem Buch erzähle ich meine Geschichte so,
wie sie sich tatsächlich zugetragen hat.
Natürlich geschieht das aus meiner persönlichen
Perspektive und muss nicht unbedingt die Ansichten,
Erinnerungen und Empfindungen
Dritter widerspiegeln.
Um meine Familie zu schützen,
erscheint das Buch nicht unter meinem wirklichen Namen.
Wo es mir angebracht schien, wurden aus Gründen
des Persönlichkeitsschutzes auch andere Namen,
Orte und Details geändert.*

*Trotzdem enthält das Buch nicht einfach
»Geschichten«, sondern meine Geschichte.*

*Ich bedanke mich bei allen, die mich und meine
Entwicklung in den letzten dreißig Jahren begleitet haben.*

*Danke den Menschen, die mir mit ihren Impulsen und
Gedanken geholfen haben, mich von einem Gewalttäter in
Gedanken und Taten zu einem friedlichen und angenehmeren
Zeitgenossen zu entwickeln. Danke denen, die um meine
Vergangenheit wussten, und trotzdem daran geglaubt
haben, dass ich mich ändern könnte. Ich danke meiner Frau,
die meine Ambivalenz und mein Ringen mit Scham und
schlechtem Gewissen hautnah erlebt und aushält. Ich danke
allen Opfern meiner Gewalt und der anderer, die die Kraft
haben, zu verzeihen. Und ich danke meinem Gott, dass er
mich nicht in Alkohol und Hass hat untergehen lassen und
mir immer zur richtigen Zeit die richtigen Menschen gesandt
hat, um mich auf den Weg zu bringen.*

**Halte dich von einem zornigen Menschen fern und meide
den Jähzornigen, damit du nicht wirst wie sie und dein
Leben aufs Spiel setzt.**

Sprüche 22,24-25

Inhalt

Ich muss hier raus	13
Als Außenseiter geboren.....	19
Zwischen Schule und Schnaps.....	29
Glatze und Gewalt	41
Fragwürdiger Neuanfang	49
Nüchtern zum Nazi	57
Radikaler auf Probe.....	67
Arbeit an meinem Ruf	79
Deine Freunde und Helfer.....	89
Terror, Tabus und Todeslisten.....	99
Verboten	111
Untergründig und unterwandert	121

Ideologische Bauchschmerzen und Ausstieg	133
Das Leben danach	145
Ausgestiegen heißt noch nicht vorbei	155
Schritte in die Zukunft	163
Auf einmal fromm	171
Ein Wort zum Schluss	180
Glossar	183
Ausstiegshilfen und Kontakte	190

Ich muss hier raus

»Am Wochenende geht's nach Hetendorf!« Bernd schrie fast, dabei wussten wir es sowieso alle. Der Termin war längst gesetzt.

»Was gibt's da eigentlich zu tun?«, fragte ein Neuling.

»Dasselbe wie immer: bauen, lernen und saufen«, antwortete Olaf grinsend und zupfte sein braunes Uniformhemd zu recht.

Wenn wir uns als Ortsgruppe der Nationalistischen Front trafen, waren wir nie in Zivil, sondern saßen in einheitlicher Kluft zusammen. Stiefel. Schwarz eingefärbte Bundesweehr-hose mit Seitentaschen. Braunes Hemd mit leuchtend rotem NF-Aufnäher. Ich saß mittendrin. Das hier waren meine Freunde, meine Familie, mein alles.

Hetendorf hatte bei uns Tradition. Regelmäßig trafen wir uns in dem kleinen Dorf in der Südheide. Das knappe Dutzend Bauernhöfe dort zog uns nicht an, aber das Heideheim. Früher war dort eine Behinderteneinrichtung untergebracht gewesen, danach gehörte es irgendwelchen Filmfreunden.

»Und dann kamen wir!«, erzählte Jürgen Rieger uns bei jeder Gelegenheit. Der rechtsradikale Anwalt hatte die Gebäude samt umliegendem Gelände gekauft. Wir wussten alle, dass Rieger reich war, und er setzte sein Geld und seinen Einfluss für die Sache ein. Für unsere Sache. So kamen wir immer

wieder dort zusammen, um auf dem Gelände zu arbeiten, Zimmer im Haus herzurichten und um geschult zu werden.

Die NF, die Nationalistische Front, war erst kürzlich als Partei gegründet worden. In Hetendorf trafen wir uns mit den Regionalverbänden aus dem weiteren Umkreis. Über hundert unserer Leute kamen zusammen, wenn Meinolf Schönborn uns herbeordnete. Als Parteivorsitzender war es ihm wichtig, dass wir uns einbrachten. Aber wir waren nicht die einzigen: Von der Wiking-Jugend kamen bestimmt genauso viele – wir lächelten immer etwas über unsere »Pfadfinder«, die oft draußen in ihren Zelten schliefen, während wir drinnen in den Schlafräumen übernachteten.

In Hetendorf trafen wir uns über Partei- und Gruppen-grenzen hinweg. Eigentlich konnten wir die anderen nicht leiden und sie uns auch nicht, aber uns verband mehr, als uns trennte. Und bei unseren neuheidnischen Gemeinschafts-treffen spielten die Unterschiede kaum eine Rolle. Mit drei-bis vierhundert Mann arbeiteten und feierten wir gemeinsam im Heideheim. Abend für Abend wurde die große Feuerstelle draußen in Betrieb genommen, und dann wurde am Lager-feuer getrunken, und wir grölten unsere Lieder – vom Volks-lied bis zum verbotenen Horst-Wessel-Lied, der heimlichen Nationalhymne der Nazis.

Lag es daran, dass ich damals schon keinen Alkohol mehr trank? Jedenfalls sprang der Funke in Hetendorf nicht mehr ganz so über wie früher. Wieder und wieder dröhnten die Schlagworte »Ehre«, »Würde«, »Stolz« und »Blut« über den Platz. Germanische Sprüche wurden zitiert. Einzelne spran-gen übers Feuer, selbst wenn wir keine Sonnenwendfeier zele-brierten. Für mich fühlte sich das völlig normal an. So musste es sein. Und doch fehlte irgendetwas.

Ein wichtiger Teil dieser Wochenenden waren Austausch und Schulungen.

»Wie sieht's bei euch aus? Was macht die Antifa?« – »Wir haben diese Schweine gut im Griff, aber neulich gab's Probleme ...«

»Was läuft bei euch an Propaganda?« – »Wir waren gerade im gesamten Viertel unterwegs und haben gesprüht und Aufkleber geklebt: Rotfront verrecke!« – »Hat's was gebracht?« – »Ich glaube schon. Die Linken wissen jetzt, dass wir da sind und sie nicht länger tun können, was sie wollen.«

So unterhielten wir uns, informierten uns gegenseitig darüber, was abging, und prahlten mit unseren Leistungen. Es gab auch so etwas wie Rhetoriktraining, doch das war eher einseitig.

Selbst wenn wir bei der NF nicht so dumpf gewalttätig waren wie Skinheads, gewannen wir unsere Auseinandersetzungen nie durch Argumente. Die Parolen und Erklärungen, die wir in Hetendorf und anderswo hörten, sollten nur uns selbst bei der Stange halten. Für Meinungsverschiedenheiten gab es Waffen und Fäuste.

Tatsächlich erhielten wir aber eine regelrechte Schulung im Schweigen: »Was machst du, wenn frühmorgens die Bullerei vor deiner Haustür steht und deine Wohnung durchsuchen will?« – »Na, ich frage sie nach dem Durchsuchungsbeschluss.« – »Genau. Und was antwortest du auf ihre Fragen?« – »Nichts!« – »Das ist verkehrt.« – »Also, fast nichts. Die bekommen nur die Pflichtangaben: Name, Geburtstag und Geburtsort, Anschrift, Beruf und Staatsangehörigkeit.« – »Richtig!«

Solche Hausdurchsuchungen, Polizeikontrollen oder auch Festnahmen waren bei uns an der Tagesordnung. Darum

wurde uns allen eingebläut, dass wir nichts über die Pflichtangaben hinaus sagten. Mit Polizei und Staatsanwälten redeten wir grundsätzlich nie. Auch nicht mit Sozialarbeitern oder der Presse. Das waren alles Vertreter des Systems. Genauso wichtig wie das Schweigen beim Verhör war das anschließende Gedächtnisprotokoll: Wer war da gewesen? Was wollten sie wissen? Wie lief das Verhör genau ab? Diese Notizen landeten hinterher bei unseren Gruppenleitern und eventuell auch bei unseren Anwälten.

Ich war schon bei etlichen Treffen in Hetendorf dabei gewesen. Ich kannte den Ablauf, die Argumente, das Gerede. Aber ich wusste auch ums verkrampfte Miteinander mit der Wiking-Jugend und den anderen. Trotzdem hatte ich seit einer Weile keine Entschuldigung mehr, nicht mitzukommen: Ich war Leiter unserer NF-Ortsgruppe geworden. So war es meine Aufgabe, motiviert und begeistert voranzugehen. Im Prinzip tat ich das auch, doch dann kam dieser besondere Abend mit der denkwürdigen Rede, die alles veränderte.

Wir saßen an den Tischen und aßen nach einem arbeitsreichen Tag zusammen. In der Wiking-Jugend diskutierten sie noch, ob wir überhaupt mitessen dürften, weil wir ihrer Ansicht nach Witze erzählten, die nicht linientreu waren. »Salonbolschewisten halt«, schimpften sie.

Jürgen Rieger unterbrach das aufkommende Streitgespräch und hielt eine seiner programmatischen Reden. Ich hörte ihm ähnlich interessiert zu, wie man heutzutage auf die Flugbegleiterin hört, die einem zum siebenunddreißigsten Mal erklärt, wie die Gurte im Flugzeug auf- und zugehen: gar nicht.

Aber plötzlich war ich wieder da. Was hatte er gerade gesagt? Er wiederholte es noch einmal: »Jeder Skinhead, der aus

dem Bauch heraus Ausländer angreift, ist für mich ein Freiheitskämpfer!« Mir gegenüber saß Horst, ein Kamerad aus meiner Truppe. Er griff den Gedanken sofort auf und meinte trocken: »So kann man das Kanaken-Klatschen auch idealisieren.« Alle drumherum grölten vor Lachen.

Ich wollte nicht auffallen und verzog mein Gesicht zu einem Grinsen, aber es fror mir im Gesicht ein. Ich weiß nicht mehr, was mich mehr nervte, Riegers Aussage oder die Reaktion meiner Kumpel. Ich konnte es nicht fassen! Eine tiefe Empörung breitete sich in mir aus.

Ich ärgerte mich nicht über die Gewalt, von der er sprach: Die fand ich normal. Und es war für mich auch normal, davon zu reden, andere anzugreifen, zu verletzen und vielleicht sogar umzubringen. Wie alle um mich herum hatte ich das rechtsradikale Szenario von einem »Tag X« im Hinterkopf, an dem der Aufstand kommt, die Revolution beginnt und entsprechend Blut fließen wird. Was mich störte, war vielmehr, dass Rieger die Skinheads als Freiheitskämpfer darstellte. Ausgerechnet diese Säuer! Die waren doch politisch überhaupt nicht zu gebrauchen! Und so eine brutale, besoffene Gewalt sollte Freiheitskampf sein?

Dass Ausländer angegriffen werden mussten, war mir völlig klar. Das war auch meine Auffassung vom Freiheitskampf. Es schien mir die normale Reaktion eines gesunden deutschen Volks auf Eindringlinge zu sein. Aber dass Täter ohne eigene Meinung unsere Vorreiter sein sollten, ging mir gehörig gegen den Strich. Doch die Empörung, die an diesem Abend in mir begann, zog immer weitere Kreise.

Die Saat von Riegers Rede – es war ja nicht die erste dieser Art gewesen – ging auf. Es begann 1991 mit einem Angriff auf eine Flüchtlingsunterkunft in Schwerin, bei der zwei Männer

schwer verletzt wurden. In Hoyerswerda flogen Molotow-cocktails in ein Wohnheim, in Hünxe erlitten kleine Kinder bei einem ähnlichen Anschlag schwere Brandverletzungen. Es gab Verletzte und sogar Tote – Kinder waren betroffen. Und ich hörte in Gedanken Rieger predigen: »Jeder Skinhead, der aus dem Bauch heraus Ausländer angreift, ist für mich ein Freiheitskämpfer!«

Nie im Leben war das ein Freiheitskampf.

Hatte ich mich am Anfang noch darüber aufgeregt, dass Rieger die Skinheads als Teil von uns sah, störte mich jetzt zunehmend die Gewalt an sich. In Verbindung mit den Bildern von brennenden Häusern festigte sich diese Meinung noch, doch schon damals in Hetendorf hatte ich den Eindruck: Ich war aufgewacht. Und ich musste gehen.

Vieles in meinem Leben ergab sich sozusagen über Nacht, eigentlich alle wichtigen Entscheidungen traf ich so. Auch meinen Ausstieg aus der Neonazi-Szene. Mein Gefühl sagte mir, dass ich falsch lag und raus musste, mein Verstand hielt dagegen: „Du kannst nicht einfach gehen.“ Es begann eine innere Zerreißprobe – und mein Gefühl gewann. Gott spielte hierbei scheinbar keine Rolle, aber im Nachhinein bin ich überzeugt, dass er seine Finger gewaltig mit im Spiel hatte.

Mein Leben als Neonazi war vorbei, doch es lag noch ein weiter Weg vor mir.

Als Außenseiter geboren

»So kommen Sie hier nicht rein!« Die Hebamme war wütend und schrie meinen Vater regelrecht an. Der wollte eigentlich nur nicht die Geburt seines dritten Kindes verpassen – meine! – und versuchte deshalb, sich an ihr vorbeizumogeln. Er nuschelte etwas wie: »Ich muss su meine Frau. Die kriecht graade n Kind.«

Die Hebamme blieb hart: »Dann hätten Sie nicht so viel trinken sollen. Sie bleiben draußen! Ich kann Sie da drinnen nicht gebrauchen.« Mit diesen Worten ließ sie meinen betrunkenen Vater im Flur stehen und ging entschlossen wieder zu meiner Mutter.

Während sie ihr half, mit den Wehen umzugehen, ruhig zu bleiben und sie regelmäßig ermunterte: »Atmen. Tief atmen«, schüttelte sie den Kopf. »Also, Männer gibt's ...«

Normalerweise hätte meine Mutter ihr zugestimmt, aber gerade hatte sie genug damit zu tun, mich auf die Welt zu bringen. Während auch jeder andere in der wärmsten Zeit des Jahres vor sich hin schwitzte, wurde es meiner Mutter richtig heiß. Doch irgendwann hatte sie es geschafft, und die Hebamme verkündete lächelnd: »Es ist ein Junge.«

Als Arzt und Hebamme uns beide versorgt hatten, kam die obligatorische Frage: »Wie soll er denn heißen?«

»Leo«, antwortete meine Mutter. »Er soll Leo heißen.«

Das war 1969. Normalerweise geht ein Leben, eine Biografie, in diesem Moment so richtig los. Wie heißt es so schön? Das Leben liegt vor einem wie ein aufgeschlagenes, leeres Buch. Das war bei mir anders. Auch wenn ich weder zu groß noch zu klein war und alles normal aussah, war es, als ob eine Märchenfee neben meinem Bettchen stand und sagte: »Aus dem wird nichts!« Nur war es keine Fee und kein Märchen, die das festlegten, sondern die Situation unserer Familie.

Wir lebten auf dem Dorf, so richtig auf dem platten Land. Meine Eltern waren in der Nachkriegszeit aufgewachsen, mein Vater war Baujahr 1937, meine Mutter 1940. Die beiden waren ziemlich konservativ, doch gleichzeitig passten sie nicht ins Dorfbild. Meine Schwester war neun Jahre älter als ich, und ihr Vater war unbekannt. Auf dem Dorf eigentlich eine Katastrophe, denn es waren prude Zeiten: Auf den Mattscheiben in den Wohnzimmern flimmerte in Schwarz-Weiß die heile Welt von Doris Day und Heinz Erhardt, und im Kino lief gerade der Sehnsuchtsfilm »Unter fremden Sternen« mit Freddy Quinn.

Mein Vater störte sich nicht an dem Makel und heiratete meine Mutter, obwohl sie das Kind eines anderen mit in die Ehe brachte. Vier Jahre vor mir war mein Bruder zur Welt gekommen. Wir fünf wohnten in einem kleinen Häuschen und hätten eigentlich ganz zufrieden sein können, doch mein Vater soff, und das Trinken prägte unser gesamtes Familienleben.

Meine frühen Erinnerungen drehen sich um schreiende Eltern und meinen trinkenden Vater. Ich kann mich noch gut an die Blicke der Nachbarn erinnern, wenn sie in meine Richtung beziehungsweise in Richtung unseres Hauses schauten – diese Mischung aus Mitleid und Ekel. Manchmal fragten sie sogar: »Na? Ist dein Vater wieder betrunken?«

Wenn er getrunken hatte, wurde er allerdings nicht nur laut, sondern auch gewalttätig. Dann bezogen wir oft alle nacheinander Prügel, meine Schwester, mein Bruder, unsere Mutter, und irgendwann war auch ich dran. Dabei warf mein Vater mir irgendwann einmal an den Kopf: »Du warst überhaupt nicht geplant. Dich hätte es nicht geben sollen. Du bist nur ein Unfall ...« Selbst wenn er es nicht bei vielen Gelegenheiten wiederholt hätte – das prägte sich ein. Ich war weder geliebt noch gewollt.

Eine meiner wichtigsten Übungen als Kind war es, unsichtbar zu sein. Wenn mein Vater von der Arbeit nach Hause kam, wussten wir nie, ob er vorher noch etwas getrunken hatte. Meistens schon. Dann war es auf jeden Fall besser, ihm nicht über den Weg zu laufen. Allerdings war die Welt außerhalb unserer Haustür auch nicht freundlicher. Wenn ich mit einem Nachbarjungen spielen wollte, warf uns dessen Mutter vielsagende Blicke zu, und kurz darauf hatte er nie wieder Zeit für mich. Ich kannte den verächtlichen Ausdruck in den Augen unserer Nachbarn schon zur Genüge.

Natürlich bekam ich es mit, dass ich und wir als ganze Familie geschnitten wurden. Andere lachten über uns und tuschelten hinter unserem Rücken. So wurde mir früh klar, dass ich auf mich allein gestellt war. Zu Hause war das Leben schlimm und draußen nicht besser.

Wenn ich abends im Bett lag, konnte ich oft nicht einschlafen. Das Häuschen war hellhörig, und ab dem zweiten Bier war die Stimme meines Vaters nicht mehr zu überhören. Er saß allein in der Küche und trank Bier aus seiner Tasse. Die Flasche »versteckte« er auf dem Fußboden – als ob so niemand mitbekommen würde, was er trank. Dabei führte er laute Selbstgespräche, regte sich über alles und jeden auf.

Wenn meine Mutter dieses Geplapper nicht mehr aushielt, stand sie irgendwann in der Nacht auf und ging zu ihm. Sobald ich ihre Schlafzimmertür hörte, hielt ich die Luft an – jetzt wurde es gefährlich. »Halt doch endlich den Mund«, schimpfte sie in der Küche gleich los. »Ich liege im Bett und kann nicht schlafen.«

»In meinem Haus kann ich reden, wann und wo ich will«, fauchte mein Vater zurück.

»Wenn du nicht so viel saufen würdest, dann könnten wir vielleicht eine normale Familie sein«, schrie sie.

»Wenn wir eine normale Familie wären, dann müsste ich nicht saufen«, war seine Antwort.

So ging es hin und her. Oft schrien sie sich nur an, und meine Mutter provozierte ihn dabei: »Du bist kein Mann, du bist ein Waschlappen.« Genauso oft knallte es auch. Dann schlug er sie.

Irgendwann lief meine Mutter dann weinend zurück ins Schlafzimmer. Wenn sie Glück hatte, gab mein Vater Ruhe. So laut wie die beiden waren, hörten nicht nur wir Kinder sie. Jeder in der Nachbarschaft musste das mitbekommen. Mein Bruder hatte bei einer ähnlichen Gelegenheit Prügel mit einem dicken Wanderstock bekommen, eine Auseinandersetzung mit meiner Schwester war so heftig, dass sogar die Hängeschränke in der Küche heruntergerissen wurden. Kein Wunder, dass niemand etwas mit uns zu tun haben wollte. Heute würde wegen häuslicher Gewalt die Polizei vor der Tür stehen, damals blieben wir allein.

In diesen Momenten zog ich mir die Bettdecke über den Kopf und betete. Ich wusste nicht viel von Gott, aber ich hatte gehört, dass er alles konnte. »Lieber Gott, mach, dass das aufhört. Bitte mach, dass Papa nicht mehr trinkt und Mama

nicht mehr schreit.« Dann horchte ich ins stiller werdende Kinderzimmer hinein. Antwortete Gott? Tat er etwas? Ich bekam jedenfalls nichts davon mit.

Die Kindergartenzeit ging herum, und ich wurde eingeschult. Ich hatte ein paar Freunde zum Spielen, aber von etlichen Kindern in der Schule wurde ich geschnitten, als ob das Trinken meines Vaters eine ansteckende Krankheit sei. Aber meine Eltern taten auch nichts, um etwas daran zu verändern. An einen Kindergeburtstag bei uns zu Hause, zu dem ich ein paar Jungs aus meiner Klasse einladen durfte, kann ich mich jedenfalls nicht erinnern. Oft saß ich mittags zu Hause und hoffte, dass mein Vater mich übersehen würde, wenn er heimkam. Von den Großeltern lebte nur noch eine Oma, aber mit ihr gab es kaum Berührungspunkte, und sie starb früh.

Im Rückblick würden meine ersten Jahre in einem Fotoalbum nicht schwarz-weiß aussehen, sondern höchstens schwarz-grau. An Lichtblicke kann ich mich nicht erinnern. Selbst unsere wenigen Urlaubsfahrten waren keine schönen Erlebnisse. Wie sollten sie auch, wenn wir uns schon im Alltag nicht verstanden? Was sollte besser werden, wenn wir im Urlaub auf engstem Raum den ganzen Tag zusammen waren?

Für mich überraschend mussten wir am Ende meiner Grundschulzeit umziehen.

»Du lässt dir unser ganzes Geld durch die Gurgel laufen«, rief meine Mutter empört und frustriert.

»Ach, halt's Maul!«, pöbelte mein Vater zurück.

Tatsache war, dass meine Eltern das Haus nicht mehr finanzieren konnten und verkaufen mussten. So zogen wir aus dem Eigenheim im Dorf in eine Mietwohnung in der Kleinstadt. Die war zwar nicht weit entfernt, doch es lagen Welten dazwischen.